Achtes

# PROGRAMM

der

# Realschule II. Ordnung

zu

# Leisnig

als

Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen

sowie

**zur Entlassung der Abiturienten**

am 30. und 31. März 1882.

**Inhalt:**

1) Religion, Character und Sitte der Deutschen nach der Germania des Tacitus, Abhandlung des Oberlehrers Weissschuh.
2) Schulnachrichten, verfasst vom Director Dr. Horche.

Leisnig. Buchdruckerei von Herrm. Ulrich.

1882. Progr. Nr. 504.

Achtes

# PROGRAMM

der

# Realschule II. Ordnung

zu

# Leisnig

als

Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen

sowie

**zur Entlassung der Abiturienten**

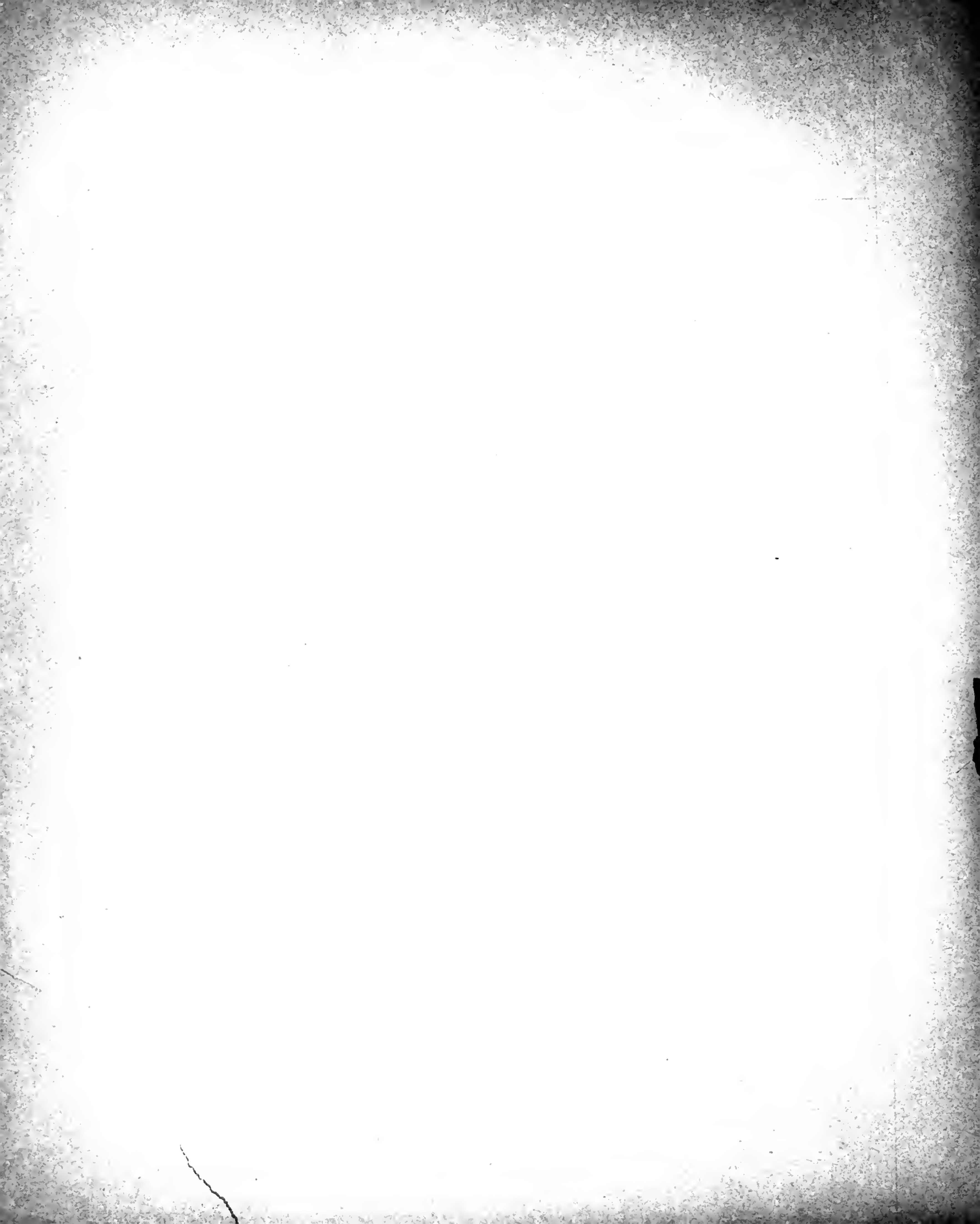
am 30. und 31. März 1882.

**Inhalt:**

1) Religion, Character und Sitte der Deutschen nach der Germania des Tacitus, Abhandlung des Oberlehrers Weisssschuh.
2) Schulnachrichten, verfasst vom Director Dr. Horche.

Leisnig. Buchdruckerei von Herrm. Ulrich.

1882. Progr Nr. 504.



# Religion, Charakter und Sitte der Deutschen nach der Germania des Tacitus.

Vom Oberlehrer Weissschuh.

Die ersten Spuren der Geschichte unserer Vorfahren finden sich in den geschichtlichen Aufzeichnungen der alten Griechen und Römer.

Die erste Erwähnung von Namen deutscher Stämme findet sich in den Geschichtsbüchern der Alten, welche aus dem vierten Jahrhundert vor Christi Geburt stammen oder wenigstens die Geschichte jener Zeiten behandeln. Es muss hierzu gleich im voraus bemerkt werden, dass diese Nachrichten nur ganz dürftige sind, aber für Wahrheit gehalten werden können. Ein Zeitgenosse Alexanders des Grossen, Pytheas mit Namen, soll von Massilia (dem heutigen Marseille im südlichen Frankreich) aus eine Fahrt in die nördlichen Gewässer (Nordsee und Ostsee) unternommen haben und die Erlebnisse dieser Seefahrt in verschiedenen Schriften niedergelegt haben, die von späteren Historikern und Geographen entschieden benutzt worden sind. Einer derselben, Polybios, ein Grieche, erlaubt sich allerdings, die Erzählungen jenes Pytheas zu bezweifeln, doch beweisen andere nach ihm, unter ihnen Strabo und Plinius, dass Pytheas bereits genauere Forschungen angestellt haben muss, denn es wird uns von ihnen berichtet, dass er Ebbe und Flut an den Küsten der Nordsee beobachtet habe, dass er erzählt, es wohnten weiter nördlich noch Völkerschaften, bei denen sechs Monate lang Tag und ebenso lange Nacht sei, dass er Speisen und Getränke jener Volksstämme erwähnt, dass er des Hauptandelsartikels jener Gegenden, des Bernsteins, gedenkt, dass er uns endlich auch Namen nennt wie Guthonen und Teutonen. Zu beklagen ist für die Geschichte unseres Vaterlandes, dass jener Reisebericht des Pytheas uns nicht vollständig überliefert ist, dass überhaupt dieses Schriftstück das älteste Denkmal ist, was wir für die deutsche Geschichte besitzen. Und wenn wir die Wissenschaft der Sprachvergleichung nicht besässen, so wüssten wir nicht, dass wir aus dem Innern Asiens, der Wiege des Menschengeschlechtes, stammen und dass die meisten Culturvölker des Altertums mit uns verwandt sind, mit uns dem indogermanischen Völkerstamme angehören.

Es sei hier gestattet, voraus zu bemerken, dass die Germanen, seit wir sie in der Geschichte erwähnt finden, so auch bei dem Schriftsteller, dessen Aufzeichnungen dieser Arbeit zu Grunde liegen, sich dieser Abstammung nicht mehr bewusst sind, sondern dass sie sich für Eingeborene, Kinder der heimatlichen Erde, Autochthonen halten, ja sich wohl gar als Abkömmlinge ihrer Götter betrachten.

Die nächste, bestimmte Kunde vom Auftreten deutscher Völkerstämme in der Geschichte der Völker ist mit der Geschichte Roms eng verbunden. Ich möchte hier zunächst der Cimbern und Teutonen gedenken, die im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt den Römern durch ihre wilde Kampfesweise, durch die Eigentümlichkeit ihrer Waffen, durch ihre Körpergrösse u. a. m. solchen Schrecken einflössten, dass selbst die tapfersten Legionen denselben nicht zu widerstehen vermochten, bis der tapfere Römer Marius, der Bauernsohn aus Arpinum, der sich zu den höchsten Ehrenstellen emporschwang und die Achtung seiner Zeit in dem Masse genoss, dass man ihn siebenmal zum Consul erwählte, die römischen Legionen an den cimbrischen Schrecken zu gewöhnen wusste, sodass sie vermöge ihrer besseren Kriegskunst jene tapferen Stämme besiegten und vernichteten, sodass ihre Namen seitdem aus der Geschichte fast geschwunden sind. Fragen wir uns nach dem Grunde des Zusammentreffens jener Stämme, der Germanen überhaupt, mit den Römern, so mag derselbe wohl auch mit in dem so viel erwähnten deutschen Wandertriebe zu suchen sein, aber in der Hauptsache sind es wohl Nahrungssorgen gewesen, die zunächst die jungen Leute jener Stämme veranlassten, auszuwandern und andere Wohnsitze aufzusuchen, weil sie das Vaterland nicht mehr ernähren konnte. Dass das vielgepriesene Italien sie besonders anlockte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die Völkerwanderung und die Raubzüge der Normannen im Mittelalter, die heutige Auswanderungssucht haben entschieden dieselbe Ursache.

Dann ist es der grosse Staatsmann der Römer, Julius Caesar, der Begründer des römischen Kaisertums, der in seinen Kämpfen mit den Galliern in nähere Berührung mit unseren Vorfahren kam und uns über die Sitten, Kampfesweise etc. derselben eingehenderen Bericht erstattet. Er giebt in seinem Geschichtswerke de bello gallico zuerst genauere Kunde von Deutschland und seinen Bewohnern; bei ihm lesen wir zuerst den Unterschied von Celten und Germanen. Er lobt ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihre Gastfreundschaft, ihren Trotz gegen Gefahren, ihr Ausharren in der Not, ihre ungemeine Freiheitsliebe, ihre Sittenreinheit und hat auch bereits nähere Kenntnis vom Innern des Landes, denn er erwähnt den hercynischen Wald [1]) und den Bacenis. [2]) Auch spricht er von wilden, fabelhaften, wunderbaren Tieren, die in jener Wildnis leben, denn so nennt er unser Vaterland.

Lassen wir nun, nachdem wir der ältesten Quellen der Geschichte unseres Vaterlandes gedacht haben, den Mann reden, der unser Volk und Land zuerst zum Gegenstande eines eigenen Geschichtswerkchens gemacht hat und der unter den Geschichtsschreibern der römischen Kaiserzeit der ausgezeichnetste ist, den Cornelius Tacitus. Bevor wir zur Besprechung des Inhaltes seines kurzen Werkchens, dass er Germania überschrieben hat, übergehen, dürfte es nicht unangebracht sein, einiges über die Persönlichkeit dieses Mannes in kurzen Worten vorauszuschicken.

Gajus oder Publius Cornelius Tacitus, wahrscheinlich aus Interamna an der flaminischen Strasse im südlichen Umbrien (dem heutigen Terni) gebürtig, lebte im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ueber seine Eltern und seine Geburtszeit ist Genaueres nicht festzustellen, nur ist aus Andeutungen in seinen Schriften und aus seinem Verhältnisse zum jüngeren

---

[1]) Unter dem hercynischen Walde, genannt von dem keltischen Worte „erchynn", d. i. hoch, erhaben, verstanden die Alten das ganze zusammenhängende, 60 Tagereisen lange und 9 Tagereisen breite Waldgebirge des mittleren Deutschlands vom Rheine bis zu den Karpathen und den Grenzen Daciens. Später verstand man darunter nur das die Sudeten mit den Karpathen verbindende Hochgebirge. — [2]) Bacenis silva, ein ausgedehnter Wald, die Grenze zwischen den Sueven und Etruskern, wahrscheinlich der westliche Teil des Thüringer Waldes.

Plinius zu schliessen, dass seine Geburt in die fünfziger Jahre nach Chr. fällt, ungefähr 54. Seine Bildung erwarb er sich im Umgange mit den bedeutendsten Rednern seiner Zeit und durch das Studium des römischen Rechtes. Ueber seine späteren Verhältnisse wird uns berichtet, dass Julius Agricola, damals Consul suffectus,[1]) im Jahre 77 ihm seine Tochter verlobte und im folgenden Jahre vermählte, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Darnach begleitete er mehrere Staatsämter. Rom verliess er Anfang 90, um beim Tode seines Schwiegervaters dahin zurückzukehren. Ueber seine späteren Lebensjahre ist nichts bekannt, jedoch hat er wahrscheinlich den Regierungsantritt Hadrians (117) noch erlebt. Seine Hauptschriften sind die Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters,[2]) das Buch, das uns in dieser Arbeit beschäftigen soll,[3]) dann die Geschichte Roms von Galba bis zum Tode Domitians[4]) und endlich die Geschichte Roms unter Tiberius, Caligula, Claudius und Nero.[5])

Nach diesen einleitenden Worten treten wir an die Sache selbst heran und betrachten die Religion, den Charakter und die Sitten der Deutschen nach der Germania des Tacitus.

Dieses Werk des Tacitus zerfällt in zwei Teile, deren erster (Cap. 1—27) uns das Land und Volk der Germanen im Allgemeinen und deren zweiter (Cap. 28—46) die einzelnen Stämme der Germanen beschreibt, von denen in dieser Arbeit in der Hauptsache nur der erste Teil benutzt worden ist.

## I. Allgemeines.

Die geographischen Notizen, die wir zu Anfang des Werkes lesen, sind allerdings sehr unvollkommene, was uns jedoch nicht wundern darf, wenn wir die Zeit bedenken, in welcher der Verfasser gelebt hat. Er nennt uns zunächst die Grenzen Deutschlands gegen Süden und Westen, weil diese den Römern am bekanntesten waren. Rhein und Donau sind es, die bei ihm Germanien von Gallien, Rätien und Pannonien[6]) trennen. Unbekannter sind ihm die Ostgrenzen, an welcher Stelle er nur die Namen zweier Völker, der Sarmaten und Dacier,[7]) nennt, von denen er die Germanen durch gegenseitige Furcht oder durch Gebirge getrennt sein lässt. Die übrigen Teile Deutschlands lässt er vom Ocean umspült sein und fügt hinzu, dass eine genauere Kenntnis jener Gegenden, Völkerschaften und Könige erst in neuerer Zeit durch Kriegszüge den Römern geworden sei. Der Lauf des Rheines und der Donau, die beiden einzigen Flüsse, die er genauer kennt, (später erwähnt er beiläufig noch die Elbe, von der er sagt, dass sie früher ein bekannter und berühmter Strom gewesen sei, jetzt aber nur noch dem Namen nach bekannt sei), beschreibt er im Ganzen richtig. Der Rhein entspringt bei ihm auf den rätischen Alpen und fliesst mit einer mässigen Wendung nach Westen in den nördlichen Ocean. Die Donau hingegen entspringt auf der Abnoba (d. i. dem Schwarzwalde), fliesst durch die Gebiete mehrerer Völker und ergiesst sich in sechs Mündungen in das schwarze Meer, ihr siebenter Arm hingegen verliert sich in Sümpfen. Zugleich giebt er uns hierbei eine kurze Beschreibung über die natürliche Beschaffenheit der beiden Gebirge, denn er nennt

---

[1]) consul suffectus, der nachgewählte Consul, der gewählt wurde, wenn das Consulamt vor Ablauf des Jahres zur Erledigung kam. — [2]) De vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber. — [3]) Germania seu de origine, moribus ac situ Germanorum libellus. — [4]) Historiae. — [5]) Annales oder wie nach neueren Forschungen der Titel lautet: Ab excessu divi Augusti. — [6]) Gallien ist das heutige Frankreich; Rätien das heutige Graubünden, Tirol ein Teil der Lombardei; Pannonien die östlichen Teile von Oesterreich, Steiermark, ein Teil von Krain, Ungarn, Slavonien und Bosnien. — [7]) Sarmaten sind die Völker im Osten Europas von der Weichsel bis zur Wolga, durch den Tanais (Don) in zwei Teile geschieden. Dacia ist die jetzige Wallachei, Moldau, Buckowina und Siebenbürgen.

die rätischen Alpen steil und unzugänglich, den Schwarzwald hingegen sanft und allmählich ansteigend. Tacitus weiss, wie die damaligen Germanen selbst, auch nichts von der Abstammung derselben vom grossen indogermanischen Volksstamme, denn er erklärt dieselben für eingeborene Bewohner dieses Landes und behauptet, dass sie sich niemals mit anderen Völkerschaften, die durch Einwanderung oder Gastfreundschaft zu ihnen gekommen seien, vermischt hätten, denn wer damals seine Wohnsitze zu verändern begehrt hätte, wäre nicht zu Lande, sondern zu Schiffe gewandert. Ausserdem werde der jenseitige und feindliche Ocean selten von Schiffen aus dem Lande der Römer besucht; denn, abgesehen von der Gefahr des schrecklichen und unbekannten Meeres, würde es niemandem einfallen, als den Eingeborenen, Asien, Afrika und Italien zu verlassen und nach Deutschland, jenem ungestalteten, rauhen, uncultivierten und traurig anzusehenden Lande, zu begehren. (Eine traurige Schilderung, die uns der Römer von unserem Vaterlande giebt.) Er weiss ferner auch von der Abkunft der Germanen zu berichten, denn er erzählt uns, dass die Deutschen in alten Gedichten, nach seiner Ansicht der einzigen Art geschichtlicher Ueberlieferung unter diesem Volke, einen aus der Erde geborenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus besingen, die sie den Ursprung und die Gründer ihres Geschlechtes nennen. Dem Mannus sprechen sie drei Söhne zu, nach deren Namen sich die Deutschen einteilen in Ingaevonen, Hermionen und Istaevonen,[1]) von denen die ersteren dem Oceane am nächsten wohnen, die mittleren die Hermionen sind, die letzteren den Süden bewohnen. Unser Gewährsmann fügt aber gleich hinzu, dass nach der Ansicht anderer, da ja in Bezug auf das Altertum grosse Freiheit herrsche, mehrere Söhne von diesem Gotte entsprossen seien, dass nach ihnen die Marsen, Gambrivier, Sueven und Vandalen sich genannt haben und dass dies die wahren alten Namen seien. Den Namen Germanen betreffend bemerkt er, dass er neu sei, weil diejenigen Germanen, welche zuerst über den Rhein gegangen seien und die Gallier vertrieben haben, die heutigen Tungern, damals Germanen genannt worden seien, welcher Name allmählich auf die gesamte Nation übertragen worden sei. Der Ansicht, dass die Völker Germaniens sich nicht mit anderen Nationen vermischt haben, sondern ein eigener, reiner und nur sich selbst ähnlicher Stamm seien, pflichtet Tacitus bei, was er damit beweist, dass alle, obwohl eine so zahlreiche Menschenmasse, doch dieselbe körperliche Beschaffenheit, dieselben trotzigen und blauen Augen, dieselben rötlichen Haare, denselben hohen Körperbau, hätten, der jedoch nur zum Angriffe stark sei, Arbeit und Mühsal jedoch weniger leicht ertragen könne. Am wenigsten sei der Germane durch die natürliche Beschaffenheit seines Landes an das Ertragen von Durst und Hitze gewöhnt, Kälte und Hunger hingegen könne er in hohem Grade aushalten. Das Land der Germanen ist ferner nach Tacitus' Ansicht wohl in den einzelnen Teilen von einander verschieden, im ganzen jedoch ist es entweder durch Wälder schrecklich oder durch Sümpfe hässlich, im Westen feuchter als Gallien, im Süden windiger als Noricum [2]) und Pannonien. Der Boden des Landes ist fruchtbar genug, doch finden sich keine Obstbäume, dagegen ist das Land herdenreich, nur dass das Vieh von kleiner Gestalt ist. Selbst die Rinder entbehren ihre Grösse und den Schmuck des Hauptes. Trotzdem freuen sich die Germanen über die Zahl derselben und sind ihnen die Herden die einzigen und liebsten Besitztümer. Denn Gold und Silber kennen sie zwar, haben es aber im eigenen Lande nicht, woraus aber Tacitus

---

[1]) Diese Namen haben für die Geschichte weiter keine Bedeutung, denn es ist nicht bekannt, inwieweit die deutschen Völkerschaften sich zu jenen drei Bündnissen vereinigten. — [2]) Noricum ist das heutige Ober- und Niederösterreich, der grösste Teil von Steiermark, Kärnten, Krain, das bairische Innviertel, das Pusterthal, der Pintschgau, Salzburg.

nicht etwa schliesst, das die Berge Deutschlands kein Silber oder Gold bergen, es habe es nur bis jetzt niemand gesucht. Der Besitz jedoch und Gebrauch dieser Metalle ist ihnen gleichgültig. Man findet zwar bei ihnen silberne und goldene Gefässe, die ihren Gesandten und Fürsten als Geschenke überreicht worden sind, sie werden aber gerade so benutzt wie irdene. Die nächsten deutschen Nachbarn des römischen Volkes nur halten Gold und Silber wegen des Handels wert und kennen einige Sorten des römischen Geldes. Im Innern des deutschen Landes wird nur Tauschhandel getrieben. Von den römischen Münzen aber kennen die deutschen Grenznachbarn nur die alten und längst bekannten, Serraten und Bigaten.[1] Silber achten sie mehr als Gold, nicht aus Liebhaberei, sondern weil Silber für solche Leute, die nur gewöhnliche und billige Sachen kaufen, handlicher ist.

Dies habe ich als Allgemeines vorauserwähnen zu müssen geglaubt, weil es zum eigentlichen Inhalte der Arbeit nicht recht passt, aber doch interessant genug ist, um in derselben Erwähnung zu finden.

## II. Specielles. a) Religion.

Dem Götterglauben, der Religion unserer Vorfahren liegen entschieden die religiösen Anschauungen der Indogermanen zu Grunde, welche ja auch die Grundzüge des Götterglaubens der Inder, Griechen und Römer bilden. Jenen Indogermanen, unseren gemeinsamen Voreltern mit Indern, Griechen und Römern, galten die Naturerscheinungen, wie der helle Himmel, die regenhaltigen Wolken, die dieselben trennenden Blitze, die Winde, die sie, wie Hunde eine Herde, am Himmel dahinjagen, die unheimliche Nacht, die schönen Strahlen der Morgenröte, das Sonnenlicht, als göttliche Mächte und Wesen. So verehrten auch unsere Vorfahren, die alten Germanen, die Kräfte der Natur als ihre Gottheiten. Aber sie hielten es der Hoheit himmlischer Wesen nicht für würdig, die Götter in Wände einzuschliessen oder ihnen menschliche Gestalt zu geben. Unter riesigen Bäumen, an rauschenden Wasserströmen, auf weitausblickenden Höhen, in schauerlichen Waldesschluchten, in heiligen Hainen verehren sie ihre Götter. Nach Tacitus ist es Merkur, dem die Germanen die höchsten Ehren erweisen, dem sie sogar an bestimmten Tagen Menschenopfer darbringen. Wer ist nun dieser Merkur in der deutschen Mythologie? Es ist entschieden der Wuotan oder Wodan, einäugig, weil der Himmel nur ein Auge, die Sonne, hat, angethan mit dem grauen Wolkenhute und dem blauen Sturmmantel, der im brausenden Wetter mit seinem Gefolge hoch zu Ross durch die Luft daherfährt. Seine Gesellen sucht er sich unter den Seelen der gefallenen Helden, den Genossen der Walhalla. Der wilde Jäger mit seinem wütenden (Wuotans) Heer ist das Bild desselben in der Sage. Unter den Tieren sind ihm die Tiere des Schlachtfeldes, Wolf, Rabe und Habicht heilig, unter den Pflanzen Esche und Hasel. Rosse werden ihm als Opfer dargebracht, dann und wann aber auch Menschen, Kriegsgefangene. Er ist der Allvater, der die Weltgeschichte mit seinem mächtigen Arme lenkt, der den Acker segnet, den Menschen ihre Wünsche erfüllt, den Sieg spendet, überhaupt alles lenkt und regiert.

Den zweiten Gott, den Tacitus nennt, ist der Herkules. Es ist Donar, der Gewittergott, der als Sohn des Wuotan angesehen wird. Er steht der menschlichen Vorstellung schon näher. Caesar bezeichnet ihn mit dem Namen Vulcanus. Darnach ist er also der Gott des

---

[1]) Serraten sind am Rande gezackte oder geriefte, Bigaten mit einem Zweigespanne versehene Silbermünzen, Sestertien im Werte von vier As, nach der ältesten Währung dem Werte von sechs Mark gleichkommend.

Feuers, somit Schützer des Familienlebens und auch des Ackerbaues. Seine Waffe ist der rasch einschlagende Blitz, den er aus seinem roten Barte bläst, der rasche, furchtbare Hammer, den er gegen alles Feindliche schleudert. Unter den Bäumen ist ihm der deutsche Baum, die hochragende Eiche, geheiligt, ebenso die rote Eberesche, unter den Tieren des Feldes dagegen der listige Fuchs und das Eichhörnchen. Die Phantasie der alten Germanen dachte ihn sich auf einem Wagen mit Böcken bespannt durch den Himmel fahrend. Tacitus bezeichnet ihn mit dem Namen des griechisch-römischen Halbgottes Herkules, der ja den Menschen durch seine riesige Körperkraft imponiert, durch die er zwar Schaden bringen kann, doch meistenteils nur Segen spendend wirkt.

Als dritten Gott führt Tacitus den Mars an, den Kriegsgott der Germanen, Zin, Tyr, auch Saxnot genannt, der einarmig war und dem Douar in seinen Kämpfen zur Seite stand. In seinem Dienste stand jeder einzelne Krieger. Beiden, dem Herkules sowohl wie dem Mars, bringen die Germanen nur Tieropfer dar.

Neben diesen männlichen Gottheiten kennt Tacitus auch weibliche und nennt zunächst die Isis, wobei ihm rätselhaft ist, wie die Verehrung dieser aegyptischen Gottheit zu den Germanen gekommen sei. Dass sie jedoch von aussen her eingedrungen sei, schliesst er aus dem Zeichen der Liburne,[1]) unter dem sie dargestellt wird. Er lässt sie von einem Teile der Sueven[2]) verehren und ihr opfern.

Anschliessend an die Erwähnung der Völkerschaften der Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen[3]) gedenkt Tacitus der Nerthus, die alle die genannten Stämme gemeinsam verehren. Er nennt sie die Mutter der Erde, von der jene Stämme glauben, dass sie persönlich unter den Menschen erscheine und von Volk zu Volk fahre. Ihr Heiligtum verlegt Tacitus auf eine Insel des Oceans (wahrscheinlich Rügen). Auf derselben befindet sich ein heiliger Hain und in demselben ein geweihter Wagen, der mit einer Decke überdeckt ist. Allein dem Priester ist es gestattet, diesen Wagen zu berühren. Er weiss auch allein, wann die Göttin in ihrem Heiligtume anwesend ist und folgt ihrem von weiblichen Rindern gezogenen Wagen unter grosser Verehrung. Festzeit ist dann überall, wo diese Göttin einzieht, an allen Orten, die sie ihrer Gegenwart würdigt. Niemand zieht in den Krieg, niemand greift zu den Waffen, alles Eisen ist verschlossen. Dann ist nur Freude und Ruhe bekannt, nur dann auch geliebt, bis derselbe Priester die von dem Verkehre mit den Sterblichen gesättigte Göttin in ihr Heiligtum zurückgeleitet. Daselbst werden dann der Wagen, die Kleider und wahrscheinlich auch die Göttin selbst in einem geheimen See gebadet und gewaschen. Die Sklaven, die dabei helfen, werden nach beendeter Arbeit sofort vom See verschlungen. Ein geheimer Schrecken und heilige Unwissenheit strömen von diesem Heiligtume aus, weil der Mensch dasselbe nur schauen darf, um zu sterben. Noch einmal erwähnt Tacitus

---

[1]) Liburnae sc. noves waren schnelle und leichte Fahrzeuge, auf denen die Liburner, die Seeräuber Jllyriens, ihre Räubereien auf dem ionischen Meere trieben. Sie waren meistenteils aus Fichten-, Tannen- oder Cypressenholz gebaut. — [2]) Die Sueven sind ein germanischer Volksstamm, der nach Tacitus das ganze östliche Germanien von der Donau bis zur Ostsee bewohnt. Caesar hingegen versetzt sie an den Rhein. — [3]) Die Reudigner sind ein Volk im nördlichen Germanien, nördlich von den Langobarden, am rechten Ufer der Elbe. Die Avionen sind unbestimmbar, desgleichen die Eudosen und Suardonen. Die Angeln sind ein germanischer Volksstamm des nordwestlichen Deutschlands bis in die cimbrische Halbinsel (Jütland) hinein, die später mit den Sachsen nach Britannien auswanderten. Die Variner sind ein suevischer oder vandalischer Volksstamm Germaniens an der Ostsee. Die Nuithonen endlich sind eine nur von Tacitus genannte germanische Völkerschaft, südwestlich von den Saxonen, nördlich von den Langobarden, am rechten Ufer der Elbe.

die Verehrung dieser Göttermutter bei den Aestischen Stämmen, welche am Meeresgestade, d. i. an der Ostseeküste wohnen. Es sei erlaubt, gleich an dieser Stelle eines besonderen religiösen Abzeichens dieser Stämme zu gedenken. Sie tragen nämlich die Figuren von Ebern. Ein solches Bild ist ihnen ein Amulet [1]) gegen alles und schützt vor allen den Diener dieser Göttin unter den Feinden.

Diese Nerthus ist in der germanischen Mythologie die Erd- und Himmelsgöttin, die unter verschiedenen Namen vorkommt, je nachdem die Erde als die dunkle, die Toten verschlingende gedacht wird (Frau Hel, Holle) oder als die glänzende im weissen Winterkleide (Frau Bertha) oder Frija, die Göttin der Liebe. Es ist die Göttermutter, die Spinnerin der menschlichen Schicksalsfäden, die Haus und Herd segnet und bei der die noch ungeborenen und bereits wieder gestorbenen Kinder weilen.

Daneben verehrte man in der Volksphantasie noch eine Menge dämonische Wesen, die im Ganzen in zwei grosse Lager zu scheiden sind, die Riesen, die alten Herren der Erde, die Feinde der Götter und Menschen, welche in Waldeinöden und Felsenhöhlen hausen und gewaltige Felsblöcke als ihre Waffe schleudern, und die Zwerge, kleine, am Tage hausende, listige und tückische Wesen, welche die unterirdischen Schätze hüten und Meister in der Erzarbeit sind.

Hercules und Ulysses sind ebenfalls bei Tacitus erwähnt. Von ersterem sagen die Germanen, dass er unter ihnen gewesen sei und im Schlachtgesange allen anderen voran angerufen worden sei. (cf. das bereits über Hercules Gesagte). Säulen des Hercules werden dann bei den Friesen erwähnt. Hier lässt es Tacitus dahingestellt sein, zu entscheiden, ob Hercules wirklich dahin gekommen sei oder ob alles Grossartige nach einem gemeinsamen Gefühle auf den berühmten Namen jenes griechischen Halbgottes bezogen werde. Einige germanische Stämme glauben sogar, dass Ulysses auf seiner langen und fabelhaften Irrfahrt in ihr Meer gekommen sei und ihre Länder besucht habe. Asciburgium,[2]) eine Stadt am Ufer des Rheins gelegen und heute (d. i. zur Zeit des Tacitus) noch bewohnt, soll von Ulysses gegründet und benannt worden sein. Daselbst soll sogar ein dem Ulysses geweihter Altar, auf dem der Name des Vaters desselben, Laërtes, gestanden habe, einst aufgefunden worden sein, und Denkmäler und Grabhügel, mit griechischen Aufschriften versehen, sollen heute noch dort zu finden sein. Tacitus vertritt weder, noch verwirft er diese Ansichten, sondern überlässt die Entscheidung darüber einem jeden selbst. Noch gedenkt er aber bei der Erwähnung des Stammes der Nahanarvaler [3]) eines alten heiligen Haines, der daselbst gezeigt werde, und dem ein Priester in weiblicher Kleidung vorstehe. Die Götter, die darin verehrt werden, entsprechen nach römischer Deutung dem Castor und Pollux.[4]) Der einheimische Name ist Alcis (gleich dem altd. Elk). Abbildungen derselben sind aber nicht zu finden, also keine Spur fremden Glaubens, nur als Brüder, als Jünglinge, werden sie verehrt.

Dies sind die Göttergestalten, die die alten Germanen bei Tacitus verehren. Werfen wir nun noch einen Blick auf die Ceremonien, durch welche der Deutsche den Willen seiner Götter zu erforschen suchte. Sehr eifrig war er bemüht, diesen von den Göttern zu erforschen, auch

---

[1]) cf. Gustav Freitag, die Ahnen, Band I, Ingo und Ingraban die Tasche von der Priesterin nach der Römerschlacht dem Ingo übergeben, die beiden als ihr heiligstes Besitztum gilt. — [2]) Asciburgium, nach einigen Asburg bei Mörs, nach anderen Essenburg bei Duisburg am Rhein. — [3]) Die Naharvaler oder Nahanarvaler sind eine zum lygischen Stamme gehörige Völkerschaft im Nordosten Germaniens an den Ufern der Weichsel. — [4]) Castor und Pollux, die Dioscuren, Söhne des Zeus und der Leda, sind in der griechischen Mythologie zwei Heldenjünglinge, von denen Castor als Rossebändiger, Pollux aber als Faustkämpfer berühmt war.

eine uralte Sitte, die aus Asien mit eingewandert ist und der wir bei allen Indogermanen wieder begegnen. Hören wir auch hierüber Tacitus. Nach ihm beobachten die Germanen die Auspicien (d. i. Vögelschau) und die Lose besonders genau. Einfach ist der Gebrauch der Lose. Der Zweig eines fruchttragenden Baumes wird in Stücke geschnitten und nachdem die einzelnen Stücke mit gewissen Zeichen versehen und dadurch unterschieden sind, werden sie aufs Geratewohl und unabsichtlich auf ein weisses Tuch geworfen. Wird nun von Staats wegen das Los befragt, so hebt der Priester des Staates, geschieht es aber in Privatangelegenheiten, so hebt der Familienvater, zu den Göttern betend und den Himmel anschauend, drei jener Holzstücke auf und deutet die aufgehobenen nach den ihnen eingedrückten Zeichen. Melden sie Ungünstiges, so wird über ebendieselbe Sache an diesem Tage keine weitere Befragung vorgenommen; lauten sie aber günstig, so wird auch noch die Befragung durch die Auspicien angewendet. Diese letzteren betreffend ist es auch bei den Germanen Sitte, Stimme und Flug der Vögel zu befragen. Eigentümlich ist den Deutschen die Ceremonie, die Pferde als Propheten und Weissager zu benutzen. In ebendenselben heiligen Wäldern und Hainen, in welchen die Gottheiten verehrt werden, werden von Staats wegen weisse und von jedem irdischen Werke unberührte Rosse gehalten. Diese begleiten, wenn sie vor den heiligen Wagen gespannt sind, der Priester und der König oder Fürst des Staates und beobachten das Gewieher und das Schnauben derselben. Keinem Auspicium wird grösserer Glaube geschenkt, nicht nur unter dem Volke, sondern auch bei den Vornehmsten und Priestern. Sie halten sich nämlich für Diener der Götter, jene, die Pferde, für Eingeweihte. Es giebt bei ihnen auch noch eine andere Art von Auspicium, durch welches sie die Ausgänge schwieriger Kriege erforschen. Aus demjenigen Volke nämlich, mit welchem Krieg geführt wird, stellen sie einen Gefangenen, der auf irgend welche Weise geraubt worden ist, mit einem auserwählten Krieger der Volksgenossen zum Kampfe zusammen, jeden mit den heimatlichen Waffen ausgerüstet. Der Sieg des einen oder des anderen gilt ihnen als Vorbedeutung für den Ausgang des ganzen Krieges.

Wir sind hiermit am Ende der Darstellung des Götterglaubens und der religiösen Ceremonien der Germanen, soweit sie uns Tacitus erzählt. Es ist versucht worden, die Göttergestalten desselben aus der deutschen Mythologie zu deuten. Vergleichen wir nun mit dem Gesagten einmal den Götterglauben unserer nordischen Stammesgenossen, der Skandinavier. Viel majestätischer und herrlicher treten uns hier allerdings die einzelnen Göttergestalten sowie der gesammte Götterglaube entgegen. Der Grund dafür ist darin zu suchen, dass sich in jenen nordischen Gegenden das Heidentum viel länger hielt als im eigentlichen Deutschland, folglich auch namentlich durch das Lied der Sänger (Skalden) immer herrlicher ausgebildet werden konnte. Ich erinnere hierbei an den Inhalt der beiden Edden, zwei Liedersammlungen, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gesammelt, aber bereits viel früher entstanden sind. Werfen wir einen kurzen Blick auf diesen nordischen Götterglauben und auf den Inhalt der beiden erwähnten Liedersammlungen, wie ihn David Müller in seiner Geschichte des deutschen Volkes uns erzählt. „Da thront Odhin (Wuotan) auf dem Hochsitz der Walhalla, im Goldhelm und Goldharnisch; auf seinen Schultern sitzen die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), zu seinen Füssen lagern zwei Wölfe. So lenkt er von oben her die Welt und lässt durch die Schlachtenjungfrauen, die Walkyren, die auf der Walstatt gefallenen Helden zu den ewigen Göttersitzen emportragen. Da werden die Kämpfe Thors (Donars) gegen die Riesen verherrlicht. Da ist anstatt der deutschen Holda oder Bertha Odhins Gemahlin Frigg und neben ihr Frija oder Freia, die Göttin der Liebe und Schönheit, die auf dem mit Katzen be-

spannten Wagen einherfährt. Ihr Bruder ist Freyr, der gabenmilde, strahlende Sonnen- und Frühlingsgott, der auf dem goldborstigen Eber reitet, der Gott der Liebe und Ehe, des Friedens und der Freude, dem die Julzeit, die Wintersonnenwende, geheiligt ist und von dessen Verehrung vielfache Spuren sich auch in Deutschland finden. Tiefsinnig deutet dann dieser Götterglaube schon auf seinen eigenen Fall. Das ganze Gebäude der Welt wird nämlich versinnlicht in einer Riesenesche Yggdrasil, welche durch die Reiche der Welt hindurchragt, unter welchen Asenheim, wo die Götter, Mannheim, wo die Menschen, und Jötunheim, wo die Riesen wohnen, die wichtigsten sind. An Urds Brunnen, der an Yggdrasils Wurzeln quillt, sitzen die Nornen, die Schicksalsschwestern. Aber Hirsche fressen von den Knospen des Baumes, ein Drache nagt unter seinen Wurzeln, die Midgardsschlange umwindet im Meer die ganze Erde, selbst Sonne und Mond werden von Wölfen, die sie zu verschlingen drohen, durch den Himmel gejagt. Auch in die Götterwelt ist bereits Tod und Schuld gedrungen. Der schönste und reinste der Götter, Baldur, ist durch des schlimmen Loki List getötet. Loki selbst ist vom alten Riesengeschlecht; Hel, die Midgardsschlange und der Fenriswolf sind seine Kinder. Vor allem der Fenriswolf bedroht die Götter und die Welt. Noch zwar liegt er im Eisenwalde am Zauberbande gefesselt. Aber in seinen aufgesperrten Rachen träuft das auf Erden frevelhaft vergossene Verwandtenblut und stärkt ihn; einst wird er sich losreissen, und dann kommt die Götterdämmerung, das Weltende. Surtur stürmt an der Spitze von Muspelheims Söhnen, den Feuergeistern, über die Brücke Bifröst zum Sturm auf Asenheim; die Midgardsschlange windet sich los, über das Meer hommt Naglfar, das Totenschiff. Heimdal, der Wächter an Bifrösts Rand, stösst in das Giallarhorn, und der furchtbare Streit beginnt. Im Zweikampfe fallen sie alle, Götter wie Ungeheuer; zuletzt schleudert Surtur Feuer über die Welt, dass sie verzehrt wird. Aber aus den Flammen steigt eine neue, wiedergeborene Schöpfung auf. Baldur kehrt zurück und mit ihm eine selige Unschuldszeit.“ Das klingt freilich poesievoller als der einfache Göttercultus der Germanen. Es finden sich zwar Spuren dieses nordischen Cultus auch bei unseren Vorfahren. So nennt z. B. ein altes heidnisches Zauberlied, welches im zehnten Jahrhundert aufgezeichnet worden ist, jedenfalls aber schon viel früher entstanden ist, unter anderen Göttern auch den Baldur, und noch nach Carl dem Grossen beschrieb ein deutscher christlicher Dichter den Weltuntergang, den die Bibel weissagt, ganz nach der Weise, wie ihn die Edden schildern. Aber es sind dies nur einzelne Anklänge. Nichts desto weniger möchte ich mir aber hier noch die Bemerkung erlauben, dass gerade der Götterglaube der Germanen, der es der himmlischen Wesen für unwürdig hielt, in Wänden eingeschlossen zu sein und in Stein oder Erz abgebildet zu werden, dem Christentume, als es in Deutschlands Gauen einzog, nicht wenig förderlich gewesen ist, woraus sich auch wohl der rasche Sieg des neuen Glaubens erklären mag. Viel mehr Mühe hatten die Missionäre bei den Nordländern und noch mehr bei den Völkern des slavischen Stammes.

## b) Charakter und Sitte.

Treue, Wahrhaftigkeit, Keuschheit, Tapferkeit, Mut und Gastfreiheit sind wohl die Haupttugenden unserer Vorfahren, die auch Tacitus in seiner Schrift vor allen rühmt, und die unsere Vorfahren in jener Zeit, als das Römerreich sittlich ruiniert seinem Ende entgegeneilte, befähigte, an dessen Stelle als das nunmehr führende und die Welt umgestaltende Volk zu treten.

Einen Kastenunterschied, wie wir ihn bei den anderen alten Völkern finden, giebt es bei den Deutschen nicht, keinen Priesterstand mit besonderen Vorrechten, keinen Adelsstand, die sich scharf gegen einander abgrenzen. Alle Freien sind gleich und haben an allen Rechten des Volkes gleichen Anteil. Zwar gab es unter den Freien noch sogenannte Edelinge. Diese bildeten aber keinen abgesonderten oder gar bevorrechteten Stand. Nur grösserer Besitz und das daraus folgende höhere Ansehen bildeten den Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Freien. Vor allem galt dem alten Germanen als heilig die Familie. Jeder ihr angehörende suchte und fand in und bei ihr seinen Schutz. War ein Glied der Familie beleidigt, wohl gar getötet worden, so hatte die ganze Familie die Pflicht, dies zu rächen. Anfangs herrschte die Blutrache, doch im Laufe der Zeiten trat an ihre Stelle das Wergeld, das der Beleidiger als Busse für seine That zu zahlen hatte. Die Grundlage der Familie nun bildet die Ehe, und dies führt uns zur Besprechung des Verhältnisses von Mann und Weib. Zeichnet sich doch der alte Germane in seiner Behandlung der Frauen vor allen seinen Zeitgenossen hervorragend aus. Während dem feingebildeten Griechen, dem streng rechtlichen und tapferen Römer trotz ihrer höheren Cultur und Bildung die Frauen doch nur als Sclavinnen galten, die dem Willen des Mannes in jeder Beziehung unterworfen waren, so achtet der alte Germane das Weib als ihm gleichstehend und beachtet in jeder Beziehung ihren Rat. Lassen wir wieder Tacitus reden. Wie schon Caesar und vor diesem die Berichte über die Cimbern- und Teutonenschlachten, so berichtet auch Tacitus, dass die Frauen die bereits wankenden und weichenden Reihen der Kämpfenden durch anhaltendes Bitten, durch Entgegenwerfen und durch die Vorstellung des elenden Loses eines gefangenen Weibes wieder zum Stehen gebracht haben. Als politisch festestes Band galt auch die Stellung edler Jungfrauen als Geiseln. Ja die Germanen glaubten, dass in den Frauen etwas Heiliges, eine prophetische Gabe lebe, und darum verachteten sie ihren Rat nicht. Hierbei gedenkt Tacitus der Seherin Veleda, die zur Zeit des Kaisers Vespasian lange Zeit bei den meisten Germanen als ein göttliches Wesen gegolten habe, und erwähnt hierbei eine Aurinia und andere Frauen, die schon früher als die Veleda in ähnlicher Weise verehrt wurden. Auch weist er den Vorwurf zurück, dass diese Verehrung Schmeichelei oder Vergötterung sei. Aus dieser allgemeinen Achtung, die das Weib geniesst, folgt naturgemäss auch die Achtung und Heilighaltung der Ehe. Tacitus nennt die Ehe streng und fügt hinzu, dass gerade die Ehe unter allen Sitten der Germanen die am meisten zu lobende sei. Er stellt an die Spitze der Schilderung der Ehe und des Familienlebens der Deutschen die Behauptung, dass das deutsche Volk unter allen Barbarenvölkern fast das einzige (das einzige, möchte ich behaupten) sei, welches sich mit einem Weibe begnüge. Vielweiberei liebt der Germane nicht, nur selten sind Beispiele derselben, und dann sind es auch nur hochgestellte Männer, die in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen dürfen. Die Mitgift zur Ehe bringt nicht wie heute das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Bei der Ueberreichung derselben sind die Eltern und die ganze Verwandtschaft der Braut versammelt, nehmen die Geschenke entgegen und prüfen sie, ob sie der Braut auch würdig sind. Es sind aber nicht Luxusdinge, etwa Schmucksachen, um der weiblichen Eitelkeit damit zu fröhnen, sondern Rinder, ein gezügeltes Pferd und ein Schild mit Schwert und Speer. Werden die Gaben des Mannes für genügend angesehen, so wird durch dieselben das Weib dem Manne zu teil, und das Weib bringt nun auch ihrerseits dem Manne einige Waffen mit. Gerade diese Dinge werden als das festeste Band der Ehe geachtet, als heilige Geheimnisse, als die Götter der Ehe, wie sich Tacitus ausdrückt. Das Weib soll nicht glauben, dass es ausserhalb der Ge-

danken des Mannes, ausserhalb der Zufälle des Krieges stehe. Darum wird ihr schon bei Beginn der Ehe gelehrt, dass sie in allen Fällen des Lebens die Genossin der Mühsale und Gefahren des Mannes sei, im Frieden sowohl wie auch im Kriege. Das sollen ihr die gejochten Rinder, das gezäumte Pferd, die überreichten Waffen verkünden. So soll sie leben, so soll sie sterben. Wie sie diese Gaben empfängt, soll sie dieselben bewahren, als ein Heiligtum, dass sie unentweiht und in Ehren gehalten dereinst ihren Söhnen geben soll, von denen es wiederum die Schwiegertöchter und Enkel erben sollen. Ist die Frau nun in die Ehe eingetreten, so lebt sie keusch und züchtig in derselben, nicht verdorben durch die Lockungen, welche die Schauspiele bieten, durch die Reizmittel, welche die Gastmahle hervorrufen. Briefgeheimnis ist weder dem Manne noch der Frau bekannt; überhaupt existieren keine Geheimnisse zwischen beiden. Darum ist auch der Ehebruch, obwohl dieses Volk so zahlreich ist, doch äusserst selten. Wird das Weib darüber ertappt, so erfolgt die Strafe sofort, und zwar wird sie vom betrogenen Gatten selbst vollzogen. Zunächst wird die Ehebrecherin ihres Haarschmuckes beraubt, dann wird sie vor versammelter Verwandtschaft der Familie ohne Kleider aus dem Hause des Gatten gejagt und das ganze Dorf entlang gepeitscht. Dasselbe Los hat die Jungfrau. Für entweihte Keuschheit kennt der Germane keine Gnade. Nicht Schönheit, nicht Alter, nicht Reichtum verschaffen der Gefallenen einen Gatten. Leider verschweigt uns Tacitus, was den Gatten oder Jüngling erwartet, der sich des gleichen Verbrechens schuldig macht. Er rühmt aber die deutschen Verhältnisse gegen die römischen jener Zeit, denn er sagt, dass dort, bei den Deutschen, niemand über das Laster lache, und dass verderben und verdorben werden dort nicht an der Tagesordnung sei. Denn besser seien die Staaten daran, in denen nur Jungfrauen sich vermählen. So empfängt die Gattin den Gemahl nur einmal, wie sie auch Leib und Leben nur einmal empfangen hat. Keinen anderen Gedanken, keine andere Begierde soll sie haben, sie soll im Gatten nicht den Gatten, sondern die Ehe lieben. Kindermord wegen zu grosser Anzahl oder Tötung missgeborener Kinder ist eine Schande, und die guten Sitten wirken dort mehr als anderswo gute Gesetze. Die Kinder wachsen im Hause auf, nackt und dürftig, und trotzdem erlangen sie den riesigen Körperbau und die trefflichen Glieder, die der Römer an den Deutschen bewundert. Das Kind wird von der Mutter ernährt, andere Ernährung als diese kennt man nicht. Auch erfährt das Kind des Edelgeborenen anfangs dieselbe Erziehung wie das des Freien und des Sclaven. Sie wachsen miteinander auf, auf demselben Boden, unter denselben Verhältnissen. Erst in einem bestimmten Alter werden beide geschieden. Ehen werden nie frühzeitig geschlossen, darum auch die unerschöpfliche Manneskraft. Eine gleiche Erziehung wie die Knaben empfangen die Mädchen. Darum sind auch sie kräftige Gestalten wie die Jünglinge; die Kraft der Eltern zeigt sich in den Kindern wieder. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen in hohem Ansehen. Die Söhne der Schwester geniessen gleiche Ehre bei ihrem Oheim wie bei ihrem Vater. Oft wird dieses Band für das festere und treuere gehalten, und in vielen Fällen werden lieber die Neffen zu Geiseln genommen als die Söhne, weil man dadurch ein festeres Freundschaftsband der betreffenden Familien herbeizuführen glaubt. Die Kinder treten beim Todesfalle der Eltern unbestritten in das Erbe ihrer Väter ein, ohne dass es nötig ist, dass die Eltern ein Testament machen. Sind keine Kinder da, so geht das Erbe auf die nächsten Verwandten väterlicher- und mütterlicherseits über. Je grösser aber die Zahl der Verwandten ist, desto angenehmer ist das Greisenalter.

So berichtet Tacitus über die Ehe und das Familienleben. Hören wir ihn weiter über die Gastfreundschaft. Wie der Sohn die Güter des Vaters erbt, so muss er auch die Freund-

schaften und Feindschaften des Vaters mit übernehmen. Also der Tod hebt die Feindschaft nicht auf. Doch soll damit nicht gesagt sein, dass der Deutsche unversöhnlich sei. Der Sohn kann den Streit auf friedlichem Wege schlichten. Selbst Mord kann gesühnt werden, indem als Busse eine bestimmte Anzahl Rinder oder kleineren Viehes gezahlt wird, welche Busse dann für die ganze Familie gilt. Am meisten liebt der Deutsche das gesellige Beisammensein und die Gastfreundschaft. Als grösstes Unrecht gilt es ihm, irgend einen Menschen, bekannt oder unbekannt, vom Hause zu weisen. Jeder bewirtet den einkehrenden Fremdling so gut er kann, soweit es in seinen Kräften steht. Sind die Mittel im eigenen Hause zu Ende, so geht der Gastherr mit dem Gastfreunde zum nächsten Hause und beide werden dort mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen. Ob jemand bekannt oder unbekannt ist, spielt keine Rolle. Verabschiedet sich der Gast, so kann er sich vom Wirte etwas fordern, was ihm stets gewährt wird. Umgekehrt steht dem Wirte das gleiche Recht zu. Die gegebenen Geschenke verpflichten aber keineswegs, keiner rechnet sie dem anderen an. Das Verhältnis beider ist also ein durchaus freundliches.

Eine fernere Tugend der Germanen ist die Tapferkeit. Ausharren bis zum Tode, das ist die Losung des germanischen Kriegers bei Tacitus. Den grössten Schimpf bereitet sich einer, wenn er im Kampfe den Schild verloren hat. Ein solcher ist ehrlos, er darf weder an den religiösen Festen noch an den Volksversammlungen wieder teilnehmen. Dieses Los ist den betreffenden so unerträglich, dass sie ihrem Leben lieber selbst ein Ende machen. Die Tapferkeit erhebt aber auch zu den höchsten Ehren. Vor allen Dingen sind es die Heerführer, die sich ihre Stellung durch Tapferkeit erwerben. Nicht die Macht, sondern das gute Beispiel ist es, dass den Führer, den Fürsten zu dem macht, was er ist. Jmmer voran im Kampfe, immer das glänzendste Vorbild der Tapferkeit, das sind die Tugenden eines Heerführers, und besitzt er dieselben, so gehorchen ihm die andern gern, nicht aus Furcht, sondern aus Achtung. Es stehen dem Führer auch keine besonderen Rechte zu. Er darf keinen widerspenstigen Krieger selbst bestrafen; dieses Recht steht nur dem Priester zu, und auch dieser vollzieht die Strafe dann nicht auf Befehl des Führers, sondern auf den Befehl Gottes, denn der kämpfende Germane glaubt, dass Gott im Kampf zugegen sei und die Tapferen schütze, die feigen aber und mutlosen und ungehorsamen Krieger strafe. Darum nehmen sie auch, wenn sie in den Kampf ziehen, gewisse Bilder und Feldzeichen aus den heiligen Hainen, den Heiligtümern ihrer Götter, mit. Die Haupttriebfeder aber zur Tapferkeit ist die, dass sie nicht zufällig sich zum Kampfe zusammenstellen und eine Schar oder eine Schlachtordnung in Keilform bilden, sondern dass sich die einzelnen Abteilungen des Heeres aus den Mitgliedern der Familien eines Gaues bilden Stets ziehen auch nach germanischer Sitte die Frauen und sogar die Kinder mit in den Kampf, und hinter der Kämpferschar eines jeden Gaues sind auch im Kampfe die Frauen und Kinder, das teuerste Besitztum der kämpfenden Krieger. Ihre Weherufe und ihre Klagen spornen sie zu neuem Mute an, ihre Beifallsbezeugungen aber machen ihre Tapferkeit unüberwindlich. Die verwundeten Krieger werden zu den Frauen gebracht, und diese scheuen sich nicht, dem verwundeten Gatten oder Sohne die Wunden zu verbinden, den Kämpfenden aber Nahrung und Zuspruch ins Gefecht zu bringen.

Da nun nach Tacitus jeder freie Germane Waffen trägt und nie ohne dieselben erscheint, so sei es gleich hier gestattet, ein Wort zu reden von der Art und Weise, wie der Germane zum Tragen der Waffen berechtigt wird. Keiner darf sie sich selbst anlegen. Hat der heranwachsende Jüngling das betreffende Alter erreicht, das ihn zum Tragen der Waffen

berechtigt, so wird er in öffentlicher Versammlung entweder vom Fürsten oder vom Vater oder von einem Verwandten mit denselben belehnt. Die Waffen bestehen aus Schild und Lanze. Diese sind der Schmuck des deutschen Jünglings, seine toga virilis, um römisch zu reden. Sobald nun der Jüngling wehrbar gemacht ist, tritt er in den Dienst des Staates ein, während er bisher nur Glied der Familie war. Jeder schliesst sich einem Heerführer an und wird der tüchtigste unter letzteren stets auch die grösste Gefolgschaft zählen. Des Häuptlings Ehre ist es, eine möglichst grosse Gefolgschaft zu zählen, der Gefolgschaft Ehre, möglichst dem besten Häuptlinge anzugehören, im Frieden des Häuptlings Stolz, im Kriege sein Schirm und Schutz zu sein. Der Ruhm des tapferen Mannes bleibt auch nicht blos in den Landesgrenzen, sondern er dringt über dieselben hinaus, und tapfere Krieger sind auch bei den Nachbarn angesehen und stehen in hohen Ehren, was man ihnen durch Zusendung von Gesandtschaften und Ehrengeschenken beweist. Ja es ist vorgekommen, dass allein schon der Name eines tüchtigen Häuptlings und seine Schar einen ganzen Krieg beendigt, unterdrückt hat. Ist nun der Germane im Kampfe, so ist es für den Führer schimpflich, sich durch Tapferkeit übertreffen zu lassen, für die Gefolgschaft, der Tapferkeit des Führers nicht gleich zu kommen. Für das ganze Leben aber entehrend und schmachvoll ist es, wenn jemand nach dem Tode des Führers lebend aus dem Kampfe heimkehrt. Den Herrn zu verteidigen und zu schützen, die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme zu unterstellen, ist die vornehmste Pflicht des Kriegers; denn die Führer kämpfen für den Sieg, die Gefolgschaft aber für den Führer. Trifft es sich nun, dass im Heimatlande lange kein Krieg geführt wird, so ziehen die meisten edlen Jünglinge aus und suchen andere Völkerschaften auf, bei denen gerade Krieg geführt wird. Denn ein Leben ohne Kampf behagt dem Germanen nicht. Sold, um auch dies zu erwähnen, empfangen solche Gefolgschaften nicht. Er besteht entweder in der Beute, die jeder macht, oder in den Gastmahlen, die der Führer zu Ehren des Sieges veranstaltet und die durch den Raub des Krieges bestritten werden. Den Acker zu pflügen und den Jahresertrag der Felder zu erwarten fällt keinem Germanen ein. Lieber fordert er den Feind vor die Klinge und verdient sich Wunden. Ja derjenige, der sich durch den Schweiss seines Angesichts das verdient, was er sich durch Blut verdienen kann, wird für faul und feig erklärt. Ist der Germane nicht im Kriege, sondern lebt er im Frieden, so jagt er am liebsten, und bietet sich auch dazu keine Gelegenheit, so ruht er und giebt sich am liebsten dem Schlafe und dem Essen und Trinken hin. Gedenken wir gleich hierbei einer Schattenseite des deutschen Charakters, des Spieles und der Wut, mit welcher der Deutsche dasselbe verfolgt. Theater nämlich und ähnliche Schaustellungen sind den Deutschen des Tacitus unbekannt. Das einzige Schauspiel, an dem sie sich erfreuen, ist der Schwertertanz, den nackte Jünglinge zwischen stehenden Schwertern und Lanzen ausführen. Die Uebung bringt es auch hierin zur Kunstfertigkeit und zur Anmut in den Bewegungen. Aber nicht gewerbsmässig wird dies Schauspiel von den Veranstaltern abgehalten, sondern sie thun es nur, um die Zuschauer dadurch zu ergötzen und deren Vergnügen ist ihr einziger Lohn.*) Andere öffentliche Aufführungen kennen sie nicht. Das einzige Unterhaltungsmittel, welches sie ausser der Jagd im Frieden kennen, ist das Würfelspiel, das sie leider mit solcher Leidenschaft betreiben, dass ihnen Tacitus selbst in dieser schlechten Sache Bewunderung zusprechen muss. Selbst bei nüchternem Verstande betreiben sie es mit solcher Leidenschaft des Ge-

*) cf. Gustav Freitag, die Ahnen, Band I, Ingo, den daselbst geschilderten Schwertertanz.

winnens und Verlierens, dass sie auch dann noch, wenn alles gefehlt hat, im letzten Wurfe um ihre Freiheit und ihren Körper würfeln. Verliert der Spieler bei solch verzweifeltem Spiele seine persönliche Freiheit, so weigert er dem sich nicht, der ihn gewonnen hat, sondern geht freiwillig in die Knechtschaft. Obwohl es öfter vorkommt, dass der jüngere und stärkere unterliegt, so lässt er sich doch geduldig binden und als Sclave verkaufen. Tacitus nennt das Beharrlichkeit, wohl auch Charakterfestigkeit in einer schlechten Sache, die Deutschen selbst aber rechnen sich solches Verhalten zur Ehre an. Hat aber einer durch solchen Sieg im Spiele das Recht über die Person des andern zu verfügen erworben, so sucht er diesen sobald wie möglich wieder zu verkaufen, um sich die Scham über solchen Sieg zu ersparen.*) Schliessen wir daran gleich die Besprechung des Verhältnisses der Sclaven und Freigelassenen zu ihren Herren, wie es Tacitus uns schildert. Gleich im Eingange sagt er, dass dieses Verhältnis bei den Deutschen ein ganz anderes sei als bei den Römern, von denen die Sclaven zu bestimmten Dienstleistungen in der Familie benutzt werden. Bei ihnen waren ja die Sclaven in bestimmte Classen eingeteilt, höhere, niedere und ganz niedere. Verschiedene Aemter des Hauses, wie die Beaufsichtigung des Hauswesens, die Führung der Casse, die Verwaltung des Vermögens und der Güter ihres Herrn, der Bibliothek, der Kunstsammlungen, der Correspondenz, ja sogar die Erziehung der Kinder und die ärztlichen Functionen waren in den Händen der höheren Sclaven (ordinarii). Eine Stufe tiefer schon standen die zur Belustigung der Herren dienenden Sclaven als Schauspieler, Gladiatoren, Seiltänzer etc. Die nächst niedere Classe (vulgares) verrichtete die gewöhnlichen Dienste im Hause, und besorgte das Pförtner- und Thürsteheramt, die Aemter der Sänftenträger, Vorreiter, Läufer etc. Die niedrigste Classe (mediastini) endlich verrichtete die geringsten Dienste im Hause wie scheuern, waschen etc. Von alledem ist bei den Deutschen nach Tacitus nichts zu finden. Jeder Sclave hat dort sein eigenes Hauswesen. Er bekommt von seinem Herrn ein Stück Land zur Bewirtschaftung, steht also nach heutigen Begriffen im Pachtverhältnisse zu diesem, und hat dafür eine jährliche Leistung an Getreide, Vieh oder Kleidern aufzubringen. Die Beschäftigungen im Hause, die bei den Römern den Sclaven obliegen, besorgen hier die Frauen und Kinder. Sehr selten kommt es bei den Deutschen vor, dass die Sclaven gezüchtigt, gefesselt und mit schwerer Arbeit bestraft werden, wie das bei den Römern fast täglich vorkommt. Oefter kommt es noch vor, dass sich die Herren am Leben des Sclaven vergreifen, doch nicht um sie zu strafen, sondern im Jähzorne, wie man z. B. einen Feind erschlägt, wie Tacitus meint, nur mit dem Unterschiede, dass auf die Tötung eines Feindes Strafe gesetzt izt, auf die eines Sclaven aber nicht. Der Freigelassene nimmt im ganzen und grossen nach Tacitus keine viel höhere Stellung ein als der Sclave; wenig hat er im Hauswesen zu sagen, gar nichts im Staate. Eine Ausnahme bilden die von Königen beherrschten Stämme, bei denen es dem Freigelassenen möglich ist, durch persönliche Tüchtigkeit über den Freigeborenen, ja sogar über den Adligen sich zu erheben.

Fahren wir nunmehr wieder fort, das Leben der Germanen, wie es Tacitus uns schildert, zu betrachten. Im Frieden also pflegt der Germane, wenn er nicht jagt, der Ruhe. Sorgen um das Haus, um Geld, Besitztum, Vieh etc. kümmern ihn nicht. Diese überlässt er den Frauen und den alten Leuten, wohl auch den Schwächlingen, denen irgend ein körper-

---

*) cf. Gustav Freitag, die Ahnen, Band I., Ingraban, der auch seine Freiheit an den Sorbenfürsten Ratiz im Spiele verliert.

liches Gebrechen die Ausübung des Waffenhandwerkes verbietet. Mit grösster Ruhe sieht er zu, wie jene sich im Schweisse ihres Angesichts abmühen, was uns umsomehr wundern muss, da er sonst im Kampfe und auf der Jagd nichts weniger als die Ruhe liebt. Man sollte meinen, dass ein so unruhiger Geist sich auch im Frieden nach Beschäftigung und Bethätigung seiner Kräfte sehnen sollte. Wovon lebt er nun eigentlich, wovon bestreitet z. B. der Häuptling, der König seinen Aufwand, wenn er, wie in vielen Fällen, keinen Grundbesitz hat? Seine Unterthanen müssen ihn erhalten. Sie zahlen zwar keine Steuern, aber sie bringen ihrem Herrscher alljährliche Gaben an Vieh und Früchten dar, die derselbe aber nicht als Abgabe, sondern als Ehrengeschenk annimmt und damit seinen Hausaufwand bestreitet. Besonders gerngesehen wird es, wenn aus benachbarten Staaten Geschenke eingehen, die nicht nur von einzelnen Persönlichkeiten, sondern oft auch von Staats wegen gesandt werden. Solche Ehrengeschenke bestehen in schönen Pferden, bedeutenden Waffen, Pferdeschmucken und Halsketten. Zu Tacitus' Zeiten ist es bereits auch üblich, dass solche Geschenke in Geld dargebracht werden, was die Deutschen natürlich von den Römern gelernt haben.

Werfen wir hieran anschliessend einen kurzen Blick auf die Waffen, die der Germane bei Tacitus führt, und deren Gebrauchsweise und dann auf die Kampfesweise selbst. Dass der Germane Gold und Silber wohl kennt, aber wenig achtet, ist bereits früher erwähnt. Aber auch die übrigen Metalle sind bei ihm nicht im Ueberflusse vorhanden. Das mag die Unkenntnis des Bergbaues mit sich bringen, denn dieser lag damals noch im argen in unserem Vaterlande. Tacitus erwähnt zwar den Bergbau auf Eisen, aber nur bei einem einzigen Stamme, den Gotinen, einem nördlich von der Donau wohnenden Volke, welche Beschäftigung ihnen sogar zur Schmach angerechnet wird. Aus Mangel an diesem Metalle sind auch die Waffen der Deutschen, wie sie Tacitus beschreibt, noch sehr primitive. Wenig im Gebrauche sind Schwerter oder grössere Lanzen. Die gewöhnliche Waffe ist der Speer (framea), ein kurzer Wurfspiess, aber scharf und sehr handlich, so dass sie sich desselben sowohl im Nah- als auch im Fernkampfe bedienen können. Der germanische Reiter führt ausser dem Wurfspiesse nur noch einen Schild. Der Fusssoldat führt ausserdem noch verschiedene andere Wurfgeschosse bei sich, jeder eine grössere Anzahl derselben. Diese Waffen schleudern sie oft in ganz unglaubliche Fernen. Sie kämpfen so ziemlich ohne Kleider, wenigstens haben sie den Oberkörper meist bloss, höchstens mit einem leichten Kriegsmantel bedeckt. Kriegerschmuck kennen sie nicht, nur den Schild pflegen sie mit den verschiedensten Farben zu bemalen. Wenige tragen Panzer, noch seltener sind metallene oder lederne Helme. Was die germanischen Pferde betrifft, so sind sie nach Tacitus weder durch Gestalt noch durch Schnelligkeit ausgezeichnet. Auch werden sie nicht künstlich dressiert, wie das bei den Römern stattfand. Sie verstehen nur gerade aus zu laufen, höchstens dass sie eine einzige Wendung sei es nach rechts oder links machen, aber in so geschlossener Reihe, dass keines zurückbleibt. Die Reiterei ist auch nicht bedeutend bei den Germanen. Nur einen Stamm nennt Tacitus, der sich besonders durch die Reitkunst auszeichnet. Das sind die Tenkterer, am Rheine wohnhaft, bei denen die Reitkunst von früher Jugend an bis ins späte Alter hinauf geübt wird. Die Rosse bilden bei diesem Stamme ein besonderes Erbstück. Während bei den übrigen deutschen Stämmen die Rosse mit zu Haus und Hof gehören, werden sie bei den Tenkterern besonders vererbt, und zwar erhält sie nicht der älteste der Söhne, sondern der kriegsmutigste. Die Hauptstärke der germanischen Kriegsheere bestand im Fussvolke, welches vermöge seiner Schnelligkeit auch im Reiterkampfe mit verwendet wurde. Die schnellsten unter dem ganzen Heere standen darum auch in der

vordersten Linie und bildeten gewissermassen die Elitetruppe. In bestimmter Anzahl werden sie aus den einzelnen Gauen auserwählt, je hundert aus einem Gaue, wonach sie auch benannt werden (Hundertschaften, Centgrafen ihre Führer). Es gereicht jedem zur Ehre, der gewürdigt wird, unter diese auserwählte Schar eintreten zu dürfen. Zum Gefechte selbst gehen sie in keilförmiger Schlachtordnung vor, wie wir das vielfach finden. Weichen kennt der Germane nicht, wie er überhaupt von Furcht nichts weiss. Höchstens geht er zurück, um dadurch irgend welchen Vorteil zu erringen, und dann wird es ihm nicht zur Schmach, sondern zur Ehre, als Kriegslist, angerechnet. Die grösste Schmach für einen Krieger ist, wie schon erwähnt, der Verlust des Schildes. Schliessen wir hieran den Gebrauch der Waffen ausserhalb des Kampfes. Nie geht der Germane ohne dieselben; daher mag es auch kommen, dass die Gastmahle, welche durch Streitigkeiten gestört werden, oft ein blutiges Ende nehmen. Denn nicht nur im Kampfe, nein auch in der Volksversammlung und sogar bei der friedlichsten aller Beschäftigungen, beim Essen, trägt der Germane seine Waffen. Die Angelegenheiten des Landes, Krieg, Frieden, Bündnisse etc., werden in den Volksversammlungen beraten. Sind es geringfügige Dinge, so beraten sie die Häuptlinge allein unter sich, über bedeutendere hingegen tritt die ganze Volksgemeinde zur Beratung zusammen, so jedoch, dass die Häuptlinge das, was in der allgemeinen Versammlung beraten und beschlossen werden soll, vorher unter sich beraten. Die allgemeinen Volksversammlungen haben eine bestimmte Zeit. Gewöhnlich richtet man sich bei Abhaltung derselben nach dem Monde. Neumond oder Vollmond gelten für die günstigsten Zeiten zur Beratung der öffentlichen Angelegenheiten. Auffällig ist, dass die Germanen bei Tacitus nicht nach Tagen, sondern nach Nächten rechnen. Eine Unsitte bei den Versammlungen rügt Tacitus, nämlich die Unpünktlichkeit. Nicht alle treffen zugleich zur festgesetzten Stunde ein; oft vergehen ein, zwei, ja sogar drei Tage, ehe die Versammlung beschlussfähig wird. Bestimmte Sitze in den Versammlungen, die unter freiem Himmel abgehalten werden, giebt es nicht. Jeder setzt sich hin, wo es ihm gerade gefällt. Alle aber erscheinen in Waffen. Die Versammlung eröffnet der Priester, dem es auch obliegt, auf Zucht und Ordnung in derselben zu achten. Jeder darf reden. König oder Fürst beginnen gewöhnlich die Verhandlungen; jeder, den Alter, Stand, Kriegsruhm, Beredsamkeit dazu befähigen, beteiligt sich an denselben. Gefällt eine ausgesprochene Meinung nicht, so wird sie durch Murren zurückgewiesen, wird aber eine solche gern gehört, so thut man den Beifall durch Aneinanderschlagen der Speere kund. Ueberhaupt ist dies die ehrenvollste Beifallsbezeugung. Diese Volksversammlungen sind zugleich die Gerichtshöfe der Germanen. In ihnen wird über jedwede Art von Verbrechen zu Gerichte gesessen und geurteilt. Die Verschiedenheit der verhängten Strafen richtet sich nach der Verschiedenheit der Verbrechen. Verräter z. B. und Ueberläufer werden an Bäumen aufgeknüpft; Feige, Unkriegerische und solche, welche ihren Körper durch unzüchtige Handlungen schänden, werden in Schlamm und Sümpfe geworfen und mit darüber geworfenem Flechtwerke überdeckt, damit sie nicht wieder heraus können, sondern elendiglich darin ersticken müssen, eine Eigentümlichkeit der Bestrafung dieser Verbrechen, die Tacitus dahin erklärt, dass öffentliche Verbrechen, wie Verrat, öffentlich bestraft werden müssen, Schandthaten aber und Gemeinheiten auch im Tode verborgen bleiben müssen. Sind die Vergehen leichterer Art, so treten auch leichtere Strafen ein. Die Ueberführten werden durch Auferlegung einer Anzahl von Pferden oder anderen Tieren bestraft. Einen Teil dieser Strafe bekommt der König oder der Staat, den anderen Teil erhält der Geschädigte oder dessen Angehörige. In den grossen Volksversammlungen werden endlich auch

diejenigen Fürsten gewählt, welche in den einzelnen Gauen und Gemeinden Recht zu sprechen haben. Aber sie führen dieses Amt nicht allein, sondern jedem derselben stehen hundert Männer aus dem Volke zur Seite, die mit ihnen beraten und die Gerichtsbehörde bilden.

Auch durch die Wohnung unterscheidet sich der Germane von seinen Nachbarn. Geschlossene Städte und Dörfer gab es in Deutschland nicht, und Tacitus setzt das als allgemein bekannt voraus. Ueberhaupt ist dem Germanen das Zusammenwohnen unangenehm. Am liebsten wohnt jeder für sich, ganz getrennt von seinem Nachbar, und baut sich an, wie es ihm gefällt, sei es in der Nähe einer Quelle oder des Waldes oder mitten im freien Felde. Nun liegen zwar mehrere solcher Höfe in einer Gegend zusammen und können füglich als Dorf bezeichnet werden, aber Dörfer nach römischem und nach unserem Muster sind es nicht. Denn die Häuser stehen nicht in zusammenhängenden Reihen, sondern jeder Germane baut sein Haus alleinstehend, von allen Seiten mit freiem Raume umgeben. Zwei Gründe führt Tacitus für diese Art des Bauens an, indem er erklärt, dass der Erbauer sein Gut dadurch entweder vor Feuersgefahr schützen will oder dass er überhaupt keine andere Art des Bauens kennt. Steine und Ziegel verwendet der Germane nicht zu seinen Bauten; was er baut, ist von Holz, ungestaltet, unschön für den Anblick. Einzelne Teile dieser Bauten nur überstreichen sie mit einer Art reiner und glänzender Erde (Thon oder Lehm), um dadurch Malerei und Farbenschmuck nachzuahmen. Auch pflegen sie Höhlen in die Erde zu graben und diese als Wohnungen zu benutzen, die sie dann der Wärme halber noch mit Dünger überdecken. Diese dienen als Winterwohnungen oder als Aufbewahrungsorte der Früchte. Denn an Orten derart lässt sich auch bei strenger Kälte hausen. Ausserdem gewähren solche Wohnungen im Falle eines Krieges noch besonderen Nutzen als Zufluchtsorte für Flüchtlinge und Bergungshöhlen der Schätze. Denn der in das Land einbrechende Feind plündert zunächst doch nur das offen zu Tage Liegende. Das Verborgene aber und das, was unter der Erde versteckt liegt, kennt er entweder nicht, oder er müsste es erst suchen und würde es in den meisten Fällen wohl nicht entdecken.

Der Wohnung entspricht auch die Kleidung. So einfach wie der Germane sein Heim einrichtet, so kleidet er sich auch. Allgemeines Kleidungsstück ist ein Mantel von dichtem Zeuge, der durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, durch einen Dorn zusammengehalten wird. Dies ist aber auch meist ihr einziges Kleidungsstück und mit diesem bekleidet verbringen sie ihre Zeit ganze Tage lang am Feuer des Herdes. Nur die Vornehmsten unter ihnen bedienen sich eines eigentlichen Kleides im römischen Sinne. Dies ist jedoch nicht ein weites, wallendes, wie es Sarmaten und Parther*) tragen, sondern eng anschliessend, sodass die einzelnen Gliedmassen deutlich hervortreten. Ja es kommt auch vor, dass sich der Germane mit Tierfellen bekleidet, selten noch an den Ufern des Rheins, häufiger und ausschliesslich im Innern des Landes, weil dorthin die Cultur durch den Handel weniger vordringt, also auch römische Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände weniger bekannt werden. Diejenigen Germanen, die sich ausschliesslich mit Tierfellen bekleiden, wählen dazu bestimmte Arten und besetzen die daraus gefertigten Gewänder mit den gefleckten Fellen gewisser Seetiere, welche der äussere Ocean und ein unbekanntes Meer (Ostsee) ihnen liefern. Im allgemeinen tragen Mann und Weib dieselben Kleider; nur kommt es bei den Frauen öfter vor, dass sie leinene Umwürfe tragen, welche mit Purpur verbrämt sind und keine Aermel haben, sodass die Arme und auch der

*) Nichtdeutsche Völkerschaften im Osten Europas und den angrenzenden Teilen Asiens.

oberste Teil der Brust unbedeckt bleiben. Den Stoff zu diessen Gewändern spinnen die Frauen selbst.

Einfach wie Haus und Kleid ist auch die Lebensweise. Der Germane schläft sehr gern und dehnt seine Ruhe oft bis in den Tag hinein aus. Ist er aber endlich erwacht und hat sich den Armen des Schlafes entwunden, so denkt er zunächst an die Reinigung des Körpers, indem er ein Bad nimmt, zumeist ein warmes, was bei ihnen in Folge des langen Winters auch ganz erklärlich ist. Ist dies geschehen, so folgt das Frühstück, bei welchem ein jeder seinen eigenen Sitz und Tisch hat. Darnach beginnt die Tagesarbeit, die sehr oft in weiter nichts besteht, als dass sich der Germane zum Trinkgelage begiebt. Stets führt er, wie schon erwähnt, die Waffen mit sich. Niemandem wird ein Vorwurf daraus gemacht, wenn er Tag und Nacht mit Trinken dahinbringt. Daher kommt es auch, dass unter ihnen, wenn sie trunken sind, häufig Streitigkeiten ausbrechen, welche selten mit Worten allein, öfter mit Mord und Wunden endigen. Doch haben diese Gelage auch ihre guten Seiten, denn es werden bei denselben Feindschaften beigelegt, Freundschaften geschlossen, es wird über die Wahl der Fürsten, über Krieg und Frieden beraten, als wenn es nach Tacitus' Ansicht keinen anderen Ort und keine andere Zeit gäbe, an welchem und in welcher das Gemüt fähig ist, einfache Gedanken zu fassen und für erhabenere sich zu begeistern. Er lobt aber auch diese Offenheit, indem er unser Volk nicht verschlagen noch listig nennt, sondern diesem freien Gedankenaustausche im Scherze seine Billigung widerfahren lässt. Jeder spricht seine Meinung frei und offen aus; was heute geredet worden ist, wird morgen nochmals verhandelt, und jede Ansicht kommt zu ihrem Rechte. Heuchelei ist daher ausgeschlossen, ebenso Irrtum, denn sie beraten ja, wo sie nicht heucheln können, sie beschliessen, wo sie nicht irren können (in vino veritas). Das Getränk, das sie bei diesen Gelagen geniessen, wird aus Gerste oder Weizen bereitet, welches nach Tacitus' Ansicht wohl einige Aehnlichkeit mit verdorbenem Weine hat. Die dem Rheine zunächst wohnenden kaufen wohl auch Wein, der aber in den übrigen Gegenden Deutschlands nicht bekannt ist. Einfach sind auch ihre Nahrungsmittel und bestehen in wildwachsenden Baumfrüchten, frischem Wildpret oder zusammengefallener, also saurer Milch. Ohne grosse Zubereitungen, ohne besondere Reizmittel bereiten sie ihre Nahrung und stillen den Hunger, d. h. sie sind mit einfacher, wohl auch geringer Speise zufrieden. Nicht so mässig sind sie bei der Stillung des Durstes, eine Schwäche, die der schlaue Römer richtig erkannt hat, indem er sagt, dass man den Deutschen, wenn man ihm zu trinken gäbe, soviel sein Herz begehrt, durch sein Laster nicht weniger leicht als durch die Waffen besiegen könne.

Als Tugend hebt Tacitus ferner hervor, dass es bei den Germanen unbekannt sei, Geld auszuleihen und Zinsen dafür einzutreiben, und die gute Sitte bewirkt nach seiner Ansicht mehr als die Gesetze, die solches verbieten. Dass das von seiten des Römers natürlich nur im bösen Sinne, also vom Wucher, verstanden werden kann, ist wohl selbstverständlich.

Jede Gemeinde hat ihren Grundbesitz, der je nach der Zahl der Glieder grösser oder kleiner ist. Dieser ist Gemeingut und wird unter die einzelnen Glieder je nach der Würde der einzelnen verteilt. Dass dies möglich ist, bewirken die ausgedehnten Felder. Auch wird mit Bebauung der einzelnen Aecker gewechselt, so dass immer noch ein Teil frei als Brache liegen bleibt. Der Erde durch fortgesetzte Arbeit mehr abzugewinnen, als sie von selbst giebt, z. B. Baumpflanzungen anzulegen oder Waldland in Ackerland umzuwandeln oder unfruchtbaren Boden durch Bewässerung etc. ertragsfähiger zu machen, das versteht der Germane nicht. Er ist zufrieden, wenn ihm die Erde die anvertraute Saat in der Ernte zurückgiebt. Darum teilt

der Germane sein Jahr auch nicht in vier Teile. Er kennt nur Winter, Frühling und Sommer und hat auch Namen für diese Jahreszeiten; vom Herbste kennt er weder den Namen, noch seine Güter.

Gedenken wir bei Erwähnung des Ackerbaues auch gleich der Schiffahrt. Tacitus rühmt sie bei einigen Küstenvölkern, z. B. bei den Suionen (den Bewohnern Skandinaviens), die nach seiner Ansicht mitten im Oceane wohnen. Sie zeichnen sich von alters her durch Schiffahrtskunde aus, und Tacitus rühmt von ihnen, dass sie ausser im Kampfe zu Lande auch im Seekampfe tüchtig sind, denn er spricht von einer Flotte. Er giebt aber auch gleich hier den Unterschied jener skandinavischen Schiffe von den römischen an. Beide Teile derselben sind Vorderteile, ein Hinterteil am Schiffe kennen sie nicht, sodass sie jederzeit landen und abfahren können, ohne das Schiff zu drehen. Auch die Einrichtung der Segel ist diesen nordischen Seefahrern nach Tacitus unbekannt. Ruder in der geordneten Weise, wie sie an den römischen Schiffen angebracht sind, sind an ihren Fahrzeugen auch nicht zu finden. Sie sind nicht fest an bestimmten Stellen, wie bei den römischen Seeschiffen, angebracht, sondern lose und können beliebig nach rechts und links versetzt werden, wie das bei Fahrzeugen auf Flüssen der Fall ist. Danach müssen es sehr kleine Fahrzeuge gewesen sein, und wir kennen sie ja genugsam, diese kleinen, schnellsegelnden nordischen Schiffe, aus den Normannenkämpfen des Mittelalters.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die Art und Weise, wie unsere Vorfahren nach Tacitus' Beschreibung ihre Toten bestatteten. Zuerst sei gleich bemerkt, dass unsere Vorfahren Verehrer der Leichenverbrennung waren. Tacitus giebt nun einen Vergleich zwischen der römischen und der germanischen Art, die Toten zu bestatten. Bei den Römern war es Sitte, die Leichenbegängnisse mit grösster Pracht zu feiern. Möge hier als Probe die Beschreibung eines römischen Leichenzuges folgen. Das Hinaustragen und Bestatten der Toten erfolgte am achten Tage nach dem Tode unter feierlicher Begleitung einer Trauerversammlung, gewöhnlich vormittags. Voran gingen Musikanten (tibicines, Flötenbläser), dann kamen die Klageweiber, welche Nänien (Trauerlieder) sangen, und Mimen, welche nicht selten komische Scenen aus dem Leben des Toten aufführten. Daran schlossen sich die Wachsmasken der Vorfahren und die Tafeln mit den Thaten des Toten, namentlich wenn er sich grossen Kriegsruhm erworben hatte. Dann folgte die Leiche selbst, von Räucherpfannen umdampft. Sie war unbedeckt und lag etwas aufgerichtet auf einem lectus (Paradebett) oder auf einer lectica (Tragsessel), welche mit purpurnen und golddurchwirkten Decken reich geschmückt waren. Die Bahre selbst wurde von den eigenen Verwandten des Toten getragen oder von freigelassenen Sclaven desselben. Waren es berühmte, um den Staat wohlverdiente Männer, die bestattet wurden, so trugen Senatoren und Ritter die Bahre. Der Bahre folgten zunächst die Verwandten, dann die Freigelassenen und endlich andere Leute, die am Leichenzuge teilnahmen, alle in Trauerkleidern. War der Zug auf dem Forum angelangt, so wurde die Bahre mit der Leiche vor der Rednerbühne niedergesetzt, und nun hielt einer der Verwandten die Leichenrede, nach deren Beendigung der Zug sich wieder in Bewegung setzte bis zum Friedhofe, wo die Leiche entweder verbrannt oder begraben wurde. Auch dabei fanden besondere Ceremonien statt. Der Holzstoss wurde mit Blumen und Kränzen umhangen, es wurden Klagelieder gesungen und schliesslich Wein und andere wohlriechende Flüssigkeiten daraufgegossen. War das Feuer nieder, so wurde die Asche gelöscht und die Knochen des Toten gesammelt, die man mit Milch und Wein besprengte, trocknete und dann in einer Urne aufbewahrte,

welche in die Grabkammer neben Salben und Flaschen mit wohlriechendem Oel sowie Räucherwerk gesetzt wurde. Die zu begrabende Leiche wurde in einen Sarg von Stein oder Holz gelegt und darauf in einem Grabgewölbe oder in der Erde beigesetzt. Von allem diesen Schmucke und dieser Pracht bei Begräbnissen weiss der Germane nichts. Dort wurde ein einfacher Holzstoss errichtet und der Tote in seiner Kleidung darauf gelegt und verbrannt. Nur bei berühmten Männern verwendete man bestimmte Holzarten zur Verbrennung. Teppiche, Decken, Blumen und anderer Schmuck zierten den Scheiterhaufen nicht. Höchstens verbrannte der Germane die Waffenrüstung des Verstorbenen mit, zuweilen wohl auch sein Streitross. Die Asche des verbrannten Leichnams wurde in die Erde gegraben und darüber ein Rasenhügel errichtet, wie es auch heutzutage noch geschieht. Steinerne, mit Kunst gefertigte Denkmale, wie sie der Römer für seine Toten liebt, kennt der Germane nicht oder verachtet sie als eine den Toten unnütz drückende Last. Nur kurze Zeit wird den Thränen und der Klage gewidmet, dagegen wird das Gedächtnis des Toten geehrt und seiner lange Zeit in Schmerz und Wehmut gedacht. Das Trauern und Klagen überlässt der Germane den Frauen, dem Manne geziemt das nicht; er bezeugt sein Beileid durch die Erinnerung, die er dann und wann dem Verstorbenen zu teil werden lässt.

Mit dieser Beschreibung der Art und Weise der Bestattung schliesst Tacitus seinen allgemeinen Teil der Germania über den Ursprung und die Sitten des deutschen Volkes, soweit er sie kennt. Es folgt nun noch die Aufzählung der einzelnen Stämme der Germanen mit der Beschreibung der Sitten und Gebräuche, durch die sich einzelne vor dem Gesamtvolke auszeichneten. Der hauptsächlichsten wollen wir zum Schlusse auch hier noch gedenken.

Bemerkenswert scheint mir zunächst, was Tacitus von den Chatten *) sagt. Nachdem er ihre Wohnsitze, welche sich vom hercynischen Walde nach der Niederung ziehen, angegeben, schildert er uns dieselben als Menschen von abgehärtetem Körper, strammen Gliedern, drohendem Blicke, grösserer Geisteskraft, als bei den übrigen Germanen zu finden sei. Der Chatte weiss, sagt Tacitus, den rechten Führer an die Spitze des Heeres zu stellen, er hört auf den Vorgesetzten, er kennt eine bestimmte Heeresordnung, er versteht es, günstige Gelegenheiten zum Kampfe auszuspähen und zu benutzen, er verschiebt den Angriff, wenn ihm derselbe nicht günstig scheint, er weiss den Tag einzuteilen, in der Nacht sich zu verschanzen und, was dem Römer am meisten imponiert und was sonst nur in der römischen Kriegskunst zu finden ist, er achtet seinen Führer mehr als das Heer. Die ganze Stärke dieses Stammes besteht im Fussvolke, welches ausser den Waffen auch eiserne Werkzeuge und Vorräte (gewiss von Nahrungsmitteln) trägt, was den Römer zu der Bemerkung veranlasst, dass die anderen Germanen einfach zum Kampfe auszögen, der Chatte aber zum Kriege. Kleine Ausfälle und Zufallskämpfe sind nicht seine Sache. Dann gedenkt Tacitus bei den Chatten eines Brauches, der bei den übrigen Germanenstämmen nur vereinzelt gefunden und von Privatpersonen angewendet wird, bei den Chatten aber zur allgemeinen Sitte geworden ist. Wenn die Jünglinge herangewachsen und mannbar geworden sind, so lassen sie Bart- und Haupthaar wild wachsen und schneiden es erst dann herunter, wenn sie den ersten Feind getötet haben. Ueber dem Blute und Leichname des Feindes scheren sie sich dasselbe ab und glauben nun erst des Daseins, des Vaterlandes und ihrer Eltern wert zu sein. Nur der Unkriegerische und Thatenlose trägt das struppige

---

*) Die Chatten sind ein besonders nach dem Verfalle der cheruskischen Macht blühendes germanisches Volk, zu beiden Seiten der Eder östlich bis zur Weser, südlich bis zu den agri decumates der Römer wohnend.

Bart- und Haupthaar bis an seinen Tod. Ein anderer sonderbarer Brauch der Chatten ist die Anlegung eines eisernen Ringes, gleichsam einer Fessel, was sonst jedem Volke als entehrend gilt. Erst die Tötung eines Feindes befreit ihn von dieser Fessel. Einige unter ihnen pflegen diesen Schmuck gar nicht abzulegen, auch wenn sie einen Feind getötet haben, sondern ihn bis an ihr Lebensende zu tragen, und diese gelten als ganz besonders tapfere Männer, die im eigenen Lande sowie auch bei den Nachbarn und Feinden in grossem Ansehen stehen und in den Schlachten stets die Vorkämpfer sind. Diese Männer haben keinen festen Wohnsitz, überhaupt kein Eigentum, sondern ziehen von Haus zu Haus und werden von jedem, in dessen Haus sie einkehren, gern aufgenommen und bewirtet. Sie beschäftigen sich mit nichts anderem als mit dem Kriege und führen dieses Leben, so lange es ihre Kräfte gestatten.

An einer anderen Stelle seines Werkchens erwähnt Tacitus einen Gebrauch bei den Stämmen, die den gemeinsamen Namen der Sueven führen. Die Eigentümlichkeit dieser Stämme besteht darin, dass sie das Haar zurückkämmen und zu einem Knoten zusammenbinden. Es ist dies das Erkennungszeichen der Sueven unter den übrigen Germanen und untercheidet auch den Herrn vom Knechte, welcher diese Haartour nicht trägt. Auch bei anderen deutschen Stämmen findet sich dieser Brauch, sei es, dass sie es thun, weil sie mit den Sueven verwandt sind, sei es, dass es bloss Nachahmung der suevischen Sitte ist. Jedoch ist dieser Brauch bei den übrigen Stämmen nur unter der Jugend üblich, während er von den Sueven auch noch im Alter geübt wird. Am meisten wird dieser Schmuck des Hauptes von den fürstlichen Persönlichkeiten gepflegt, die gewissermassen eine Ehre darin suchen, aber nicht etwa aus Eitelkeit, sondern nur um sich dadurch namentlich in den Schlachten kenntlich zu machen. Bei der Erwähnung der Sueven gedenkt Tacitus nun noch besonders einer Ceremonie, die bei einem der suevischen Stämme, den Semnonen,*) an der Tagesordnung ist. Tacitus nennt die Semnonen zunächst den ältesten und vornehmsten aller suevischen Stämme und beweist ihr Alter durch einen religiösen Gebrauch, der bei ihnen Sitte war. Zu einer festgesetzten Zeit versammeln sich Abgeordnete sämtlicher Suevenstämme in einem heiligen Walde, der durch die Weissagungen der Väter und durch sein Alter berühmt ist. Daselbst wird ein Mensch getötet und den Göttern als Opfer dargebracht, damit beginnt die Feier, an welche Opferung sich dann die Verhandlungen anschliessen. Ganz besonders wird dieser heilige Wald noch dadurch geehrt, dass ihn niemand ohne Fesseln betritt, ein Zeichen der Unterwürfigkeit unter die höhere Macht der Gottheit. Fällt jemand, so lange er sich in diesem Haine befindet, so darf er nicht wieder aufstehen, sondern muss sich auf dem Erdboden fortwälzen, bis er wieder zum Walde hinaus kommt. In diesem Haine denken sich die Sueven die Anfänge des Menschengeschlechts, hier den Wohnsitz des allregierenden Gottes, dem alles andere untergeordnet sein und gehorchen muss.

Bei der Aufzählung der germanischen Stämme, die den Nordosten Deutschlands bewohnen, nennt Tacitus ferner die Harier als einen den übrigen überlegenen Stamm. Sie tragen schwarze Schilde, bemalen ihren Körper und wählen sich die Nacht zum Kampfe, wodurch sie dem Feinde ganz besonders furchtbar werden, weil sie gewissermassen als gespensterhafte Erscheinungen dieselben erschrecken.

---

*) Die Semnonen sind das mächtigste germanische Volk suevischen Stammes, östlich von den Cheruskern wohnend, zwischen Oder und Elbe, vom Riesengebirge bis in die Gegend von Frankfurt an der Oder und Potsdam.

Gedenken wir nun noch eines Gebrauches, der bei den Suionen herrschte, die wir schon bei der Besprechung der Schiffahrt erwähnten. Tacitus erzählt uns von ihnen, dass sie nicht wie die anderen germanischen Stämme jederzeit Waffen tragen. Ueberhaupt werden bei ihnen die Waffen nicht einem jeden in die Hand gegeben, sondern sie liegen unter Verschluss und werden von einem Sclaven bewacht. Einfälle von Feinden haben sie, da sie am Ocean wohnen, nicht zu fürchten, brauchen daher nicht jederzeit kampfbereit zu sein. Im Frieden aber Waffen zu tragen dünkt ihnen nicht gut, weil sie dann leicht missbraucht werden können. Eigentümlich ist, dass nicht ein Adliger, Freigeborener oder Freigelassener, sondern ein Sclave Wächter der Waffen ist. Tacitus erklärt es für einen königlichen Gebrauch, wahrscheinlich weil ihr König den Freien nicht recht traute und sie darum nicht zu Wächtern der Waffen einsetzte. Ein Sclave hatte ja zum Missbrauch der Waffen ganz geringe oder gar keine Gelegenheit.

Als Nachbarn der Suionen nennt Tacitus die Aestischen Stämme, die keine eisernen Waffen, sondern für gewöhnlich nur Keulen tragen und sich durch Ackerbau und Obstzucht vor den übrigen Germanen vorteilhaft auszeichnen. Bei der Erwähnung dieser Stämme gedenkt Tacitus auch des Bernsteins, der in der Landessprache der Aestier Glesum genannt wird. Er wird, wie Tacitus berichtet, am Ufer des Meeres und auf dem Strande selbst gesammelt. Die Barbaren, sagt Tacitus, haben die Entstehung dieses Bernsteins niemals untersucht und auch nicht erfahren. Lange Zeit war ihnen selbst der Wert desselben unbekannt und liesen sie ihn ruhig unter dem Sande des Meeres liegen. Erst die Römer haben sie auf den Wert desselben aufmerksam gemacht. Seitdem sammeln sie den Stein, können ihn selbst aber nicht verarbeiten, sondern verkaufen ihn in dem rohen Zustande, wie sie ihn finden, an die römischen Kaufleute und staunen darüber, dass ihnen das in ihren Augen wertlose Gestein so teuer bezahlt wird. Tacitus nennt den Bernstein eine Art Baumharz und beweisst diese Ansicht dadurch, dass man in dem Bernstein kleine Landtiere und Insecten findet, welche, so lange der Bernstein noch flüssig war, an demselben hängen blieben und schliesslich bei der Verhärtung desselben mit eingekapselt wurden. Aus dieser Behauptung zieht er den Schluss, dass in der Nähe dieses Meeres irgendwo Wälder mit Bäumen sein müssen, die dieses Harz in Folge der Sonnenglut ausschwitzen. Dieses flüssige Harz rinnt nun ins Meer, erhärtet daselbst und wird durch die Gewalt der Wellen an das entgegengesetzte Gestade gespült. Auch erwähnt Tacitus, dass der Bernstein, dem Feuer ausgesetzt, brennt und einen Geruch und eine Flamme wie brennendes Kienholz verbreitet. Längere Zeit dem Feuer ausgesetzt wird er zu einer pechähnlichen Masse.

Zuletzt in seinem Werke erwähnt Tacitus noch einige Stämme, von denen er selbst nicht weiss, ob er sie zu den Germanen oder zu den Sarmaten rechnen soll. Die letzte Völkerschaft allerdings, die er erwähnt, die Fennen, scheint der Beschreibung nach nicht germanisch zu sein. Tacitus sagt von ihnen, dass sie sich einesteils durch ausserordentliche Wildheit, andernteils durch grosse Armut auszeichnen. Sie haben keine Waffen, keine Pferde, keine Wohnungen (Dinge, die bei Tacitus sonst jeder germanische Stamm hat). Zur Nahrung dienen ihnen die Kräuter des Feldes und Waldes und das Fleisch der Tiere, die sie auf der Jagd erlegen. Sie bekleiden sich mit Tierfellen und schlafen auf dem Erdboden. Eisen kennen sie wenig oder gar nicht, und darum sind ihre Pfeile, deren sie sich bei der Jagd bedienen, mit Spitzen aus Knochen versehen. Selbst die Frauen ziehen mit aus zur Jagd und fordern für sich ihren Beuteteil. Die Kinder lassen sie einstweilen in Geflechten von Baumzweigen

zurück, das einzige Schutzmittel gegen Raubtiere und Witterungseinflüsse, das sie kennen. Dorthin zieht sich auch der Erwachsene zurück, wenn er nicht auf der Jagd ist, dort bleibt der Greis, der an den Strapazen der Jagd nicht mehr teilnehmen kann. Trotzdem diese Lebensweise von grosser Dürftigkeit und Unbehaglichkeit ist, so liebt sie der Fenne doch und zieht sie der geordneten und sesshaften Lebensweise der Germanen vor. Es dünkt ihm schöner, ziel- und heimatlos in Feld und Wald umherzuschweifen, als sich mit Ackerbau zu beschäftigen und Häuser zu bauen.

Die Völkerschaften, die Tacitus dann noch nennt, setzt er selbst in das Reich der Fabel, so die Hellusier und Oxionen, die Kopf und Gesicht von Menschen, Leib und Glieder aber von wilden Tieren haben sollen.

Die gestellte Aufgabe für diese Arbeit ist hiermit zu Ende. Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf das Ganze, so erkennen wir aus dem Gesagten, dass unsere Vorfahren, wie wir sie zuerst in der Geschichte kennen lernen und wie sie uns Tacitus schildert, doch nicht die rohen Barbaren gewesen sind, die sie gewöhnlich genannt werden. Denn wir haben ja erfahren, dass sie verschiedene Künste und Fertigkeiten treiben. Sie bauen sich Häuser, sie fertigen sich ihre Waffen selbst. Ihre Frauen weben die Gewänder, die sie tragen. Sie treiben Ackerbau und Schiffahrt, auch Obstbau und vereinzelt Bergbau. Sie haben ihre eigentümlichen Verfassungen und Gebräuche im Volksleben, ihre Volksversammlungen. Was aber die Hauptsache ist, sie haben noch eine ungebrochene sittliche Kraft, eine Sittenreinheit, sie besitzen einen Mut, der selbst im Tode nicht wankt, sie nennen einen unbestechlichen Rechtssinn ihr eigen, sie kennen nur die sprichwörtlich gewordene deutsche Treue, und dies alles hat sie fähig gemacht, an Stelle des sittlich ruinierten römischen Volkes aus der Verborgenheit, in der sie bis dahin gelebt hatten, heraus an die Spitze der Völker zu treten und die Lenkung der Weltgeschichte zu übernehmen.

